Dramen / »127 Hours«, »Picco«

Unsäglich brutal

Zwei neue Filme erzählen von der Qual der **Gefangenschaft** – beide basieren auf wahren Begebenheiten.

CHUCK ZLOTNICK / AP

Kletterer-Falle in »127 Hours«: Flucht nach innen

Ein Drama sei ein Stück Leben, aus dem man die langweiligen Teile herausgeschnitten habe, hat Alfred Hitchcock einst gesagt. Was jedoch, wenn das Drama genau darin besteht, dass tage- oder monatelang nichts Aufregendes passiert, dass tote Zeit sich dehnt, bis die Figuren es nicht mehr aushalten können? Wie schafft es ein Regisseur, Langeweile auf der Leinwand spannend zu machen?

Zwei Filme, die im Februar ins Kino kommen, erzählen von der Qual der Gefangenschaft und der Hoffnung, ihr zu entrinnen. »Picco«, gedreht vom Münchner Spielfilmdebütanten Philip Koch, spielt in einem Jugendgefängnis. »127 Hours«, inszeniert vom britischen Oscar-Preisträger Danny Boyle (»Slumdog Millionaire«), handelt von einem Bergsteiger, der in einer Felsspalte steckenbleibt und auf Hilfe wartet. Beide Filme basieren auf wahren Begebenheiten: der eine auf Fällen, in denen Insassen deutscher Strafanstalten von Mithäftlingen gefoltert oder getötet wurden; der andere auf den Erlebnissen des amerikanischen Bergsteigers Aran Ralston, der 2003 fünf Tage lang in einem Canyon in Utah eingeklemmt war. Beide Filme beschreiben auch, wie aus dem Gefangensein extreme Gewalt entsteht.

Am Ende von »Picco« sitzen drei junge Männer in einer Gemeinschaftszelle und haben einen vierten auf einen Stuhl gefesselt. Mit einer Rasierklinge schneiden sie ihm immer wieder in den rechten Unterarm. Am Ende von »127 Hours« nimmt der von James Franco gespielte Bergsteiger sein Taschenmesser und schneidet sich langsam den eingeklemmten rechten Arm ab, um endlich freizukommen.

Beide Szenen sind kaum zu ertragen in ihrer Brutalität. Doch wie kommt es, dass sie wie Attacken auf den Zuschauer wirken und sich nicht wirklich aus der Handlung zu entwickeln scheinen? Es liegt daran, dass beide Filme zu große Angst haben vor der Eintönigkeit, vor der Aussichtslosigkeit der Gefangenschaft.

MOVIENET

Junge Insassen in »Picco«: Tote Zeit dehnt sich

In »Picco« stoßen die Blicke der Figuren immer wieder gegen die grauen Wände der Zellen; manchmal werfen die Häftlinge Papierschwalben durch das Fenstergitter. In »127 Hours« schaut der Held aus der Felsspalte immer wieder zum blauen Himmel hoch; manchmal fliegen Raubvögel über ihn hinweg. Die Freiheit, für die Koch und Boyle sehr ähnliche Symbole finden, wollen sie ihren Figuren nicht gänzlich nehmen.

Koch beendet seine Szenen stets, bevor das Gefühl des Titelhelden (Constantin von Jascheroff), mit drei Männern auf wenigen Quadratmetern eingesperrt zu ein, richtig unangenehm wird und sich beim Zuschauer Beklemmung einstellt. In rascher Folge wechselt er aus der Zelle in die Wäscherei, aus der Wäscherei in die Sporthalle, aus der Sporthalle in den Hof, immer wieder gibt es ein Entkommen aus der Enge.

In minutenlangen, ungeschnittenen Einstellungen folgt Koch seinen Figuren durch den Knast. Die Dynamik erweckt den Eindruck, diese könnten ihren Bewegungsdrang ausleben. Statt den inneren Druck zu erhöhen, öffnet der Regisseur für seine Gefangenen regelmäßig ein Ventil.

Bei Boyle führt der Fluchtweg des Helden, der sich keinen Zentimeter von der Stelle rühren kann, meist nach innen. In schnell geschnittenen Sequenzen zeigt der Regisseur, was im Kopf des Helden vorgeht, die Erinnerungen, die ihn plötzlich übermannen.

Stark, emotional und mitreißend sind beide Filme immer dann, wenn sie sich ganz und gar einlassen auf die klaustrophobische Situation, von der sie erzählen wollen, wenn sie ihre Zuschauer spüren lassen, dass es kaum etwas gibt, was für gefangene Menschen schwerer auszuhalten ist als Ereignislosigkeit. LARS-OLAV BEIER